

URMAS VADI

Die dunkle Seite des Mondes

Aus dem Estnischen von Felix Kaiser



Der Verlag dankt dem Eesti Kultuurkapital für die
finanzielle Unterstützung durch das Traducta-Programm.

Rote Katze Verlag

URMAS VADI

Die dunkle Seite des Mondes

Aus dem Estnischen von Felix Kaiser

Roman



Rote Katze
VERLAG

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gem. § 44b
Urheberrechtsgesetz (Text- und Datamining) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2026 Rote Katze Verlag

Herausgeber: Rote Katze Verlag,
Kupferschmiedestraße 14, 23552 Lübeck, Deutschland
www.rotekatzeverlag.de / info@rotekatzeverlag.de
Alle Rechte vorbehalten.
1. Auflage, Oktober 2026

Satz: La Deutsche Vita®
Coverabbildung: Raul Ling, unsplash
Herstellung: ScandinavianBook, Rudolf-Diesel-Str. 10,
91413 Neustadt a. d. Aisch

ISBN 978-3-910563-51-3

Precious and fragile things

Need special handling

DEPECHE MODE

Schwankendes Gemüt

In uns allen gibt es einen Teil unseres Erbes, den nur wertschätzen kann, wer zur Familie gehört. Wir alle haben eine Geschichte, kommen irgendwoher, tragen etwas mit uns herum, erinnern uns an etwas, auch wenn wir das manchmal nicht so richtig wollen. Bei einem steht in der Ecke des Wohnzimmers eine alte Standuhr, die schwerfällig die Minuten zählt, und zur vollen Stunde schlägt, als wolle sie sagen: Diese Stunde ist erst einmal vorbei, was hast du aus ihr gemacht? Na? Bei anderen hängt zu Hause ein Spiegel mit vergoldetem Rahmen, doch in diesem erkennt man sein Spiegelbild nur dank der eigenen Erinnerung. Einer meiner Klassenkameraden hatte zu Hause ein Harmonium, das Töne erzeugte, die nicht nur uralt waren, sondern geradezu aus dem Jenseits zu stammen schienen, es schüttelte uns vor Grusel, aber wir konnten trotzdem nicht aufhören zu spielen, bis der Nachbar von unten mit dem Besen an die Decke pochte.

Die Reliquie unserer Familie war ein Satz, den Mutter mitgebracht hatte: »In unserer Familie gab es niemals Betrüger, Verrückte oder Raucher!«

Das waren drei unumstößliche Dinge, wie drei Säulen, auf denen unsere Welt ruhte und auf die sich meine Mutter stützte, wenn das Gleichgewicht ins Wanken geriet und alles einzustürzen drohte. Immer, wenn etwas konstatiert werden musste und Mutter das überwältigende und starke Gefühl hatte, im Recht zu sein, ihre Argumente jedoch zu wünschen übrigließen, wenn der ganze Streit schon unsinnig und verworren geworden war, dann war zu erwarten, dass als letztes dieser Satz fällt, der die ganze Diskussion beendet. Diesem Satz hat bei uns keiner widersprochen, nicht ich, nicht meine Schwester und auch nicht mein Vater, denn sonst wäre der Verdacht auf uns gefallen, und keiner von uns wollte Betrüger, Verrückter oder Raucher sein. Wer wollte das schon?

Keiner erinnerte sich mehr, wer diesen Satz in die Familie gebracht hatte. War es Stadtgroßmutter gewesen, die den Satz von ihrer Mutter gehört hatte und diese wiederum von ihrer Mutter? Hatte man diesen Satz im Laufe der Zeit den Erfordernissen entsprechend umgestaltet und angepasst? Jedenfalls zweifelte keiner von uns an seiner Wesentlichkeit und seinem Wert. Als Kind konnte im Dämmerlicht der Sowjetzeit so manches unklar und unverständlich bleiben und meine Schwester Kerli und ich verstanden die Welt mit ihren Kniffligkeiten und Widersprüchen nicht immer, aber diesen Satz kannten wir in- und auswendig. Wenn mein Vater nach einem Wochenende auf dem Land bei seiner Mutter zurückkam, brachte er Flöhe und eine irgendwie nervöse und schwermütige Stimmung mit. Außer den Flöhen hüpfen dann in unserer Wohnung auch allerhand unschöne Sätze herum, die Küchentür wurde geschlossen, aber wir hörten die Stimmen durch die Tür hindurch. Manchmal muss man lauter werden, wenn klargestellt werden muss, wer die schlechten Angewohnheiten und Gene in unsere Familie gebracht hat, und schließlich zischte aus dem Mund meiner Mutter dieser Satz. Am Ende des Abends waren die Flöhe unser kleinstes Problem, sie waren nur Hintergrundtänzer, obwohl sie sich klar bemerkbar machten und uns fleckig bissen. Mehrere Wochen lang waren Kerli und ich von Pusteln übersät und wir trauten uns vor dem Sportunterricht weder Hemd noch Hose auszuziehen. Wollten die Flöhe uns etwas sagen? Etwa: Wenn ihr, Menschen, nicht mal gegen uns ankommt, wie wollt ihr dann untereinander klarkommen, mit euren Nervensystemen, Gehirnen und eurem Gefühlsleben? Seid ihr euch wirklich sicher, ob ihr nicht auch lieber Flöhe wäret? Wäre doch viel einfacher. Wie wäre es, wenn ihr zu uns überlauft?

Einmal fand ich mitten auf der Straße eine halbvollge Zigarettschachtel. Mein Herz begann zu schlagen, ich schaute mich um, ob mich auch niemand gesehen hatte – das war wohl nicht

der Fall. Ich hob die Schachtel auf, steckte sie in die Tasche meiner Trainingsjacke und ging nach Hause, als hätte ich als Jagdtrophäe den Kopf eines Bären bei mir. Einerseits war das ein mächtiges und erfolgreiches Gefühl, denn keiner der Vorbeigehenden wusste, was ich in der Jackentasche trug. Aber andererseits stellte ich mir vor, dass der Kopf eines Bären irgendwie blutverschmiert ist, haarig und ledrig, schon ein ekelhaftes Ding, genau wie die Zigarettenschachtel. Ich zeigte sie Kerli, doch auch sie durchströmten verschiedene Gefühle und anfasen wollte sie die Schachtel nicht. Zwischen den Garagen des Nachbarhauses versuchten wir, eine Kippe anzuzünden, was nicht klappte, sodass schließlich keiner von uns auch nur einen Zug nahm. Nach langen Überlegungen und Diskussionen beschlossen wir, die Kippen bei der Agrargenossenschaft zu vergraben. Wir schlichen uns in der Abenddämmerung raus, hatten einen Suppenlöffel aus Aluminium dabei, gruben im Beet ein kleines Loch, steckten die Schachtel zwischen die Dillstängel, schütteten das Loch zu und rannten nach Hause. Lange hatte ich so ein Gefühl, als ob die Kippen aus der Erde wachsen und mich eines Tages in die Finger bekommen könnten.

Ein paar Tage später konnte ich Vater partout nicht erklären, warum ich einen dreckigen Suppenlöffel in meiner Jackentasche hatte. Wie immer in solchen Fällen, wenn mein Vater nicht wusste, was zu tun war, holte er Mutter, die alles wusste, auch wie man fragt und Verhöre führt. Kerli hielt nicht stand und packte alles aus: »Das war alles Toms Schuld ...«

Als auch das kleinste Detail der Geschichte ausdiskutiert worden war und die Betrüger und das Strafmaß bestimmt waren, gab Mutter aus dem Augenwinkel heraus zu verstehen, dass es Zeit war. Vater fummelte den Gürtel aus der Hose und schlug irgendwie sanft und schlapp zu, während er mit der einen Hand seine herunterrutschende Hose festhielt. Manchmal sagte er vor dem nächsten Schlag sogar entschuldigend und so, dass nur ich es hören konnte: »Mutter hat's befohlen.«

Ich schrie und weinte, alle anderen weinten nur, aber irgendwie mussten aus uns ja Menschen werden. Aber niemand war sich sicher, ob das so klappen würde. Ich war nicht wütend auf Kerli, denn an ihrer Stelle hätte ich das Gleiche getan und ausgepackt. Wenn wir uns zu lange sträubten und nicht gestanden, bekamen wir beide was ab, dann aber mit Wut, und bei dem Geschrei wären die Nachbarn gekommen, um nachzuschauen, ob etwas passiert war. Aber eigentlich wäre nie jemand gekommen, denn es war damals normal, seine Kinder zu schlagen, alle hatten Kinder, Wohnungen mit dünnen Wänden und was immer dahinter passierte, ging niemanden was an. Ist der wahre Grund, warum man heutzutage Häuser isoliert, dass man dann die Schreie nicht mehr hört? Jetzt müssen diese Dinge heimlich und im Stillen vorgenommen werden, denn die, die aktiv einschreiten, haben sich mit der Zeit um ein Vielfaches vermehrt. Aber ohne Schlagen ging's ja auch nicht – manchmal muss man Worte mit Taten unterstreichen und zeigen, dass man es ernst meint. So auch an diesem Abend. Und obwohl sie uns verraten hatte und nur ich Schläge bekam, litt auch Kerli. Sie tat mir sogar leid, ich ihr ebenfalls, Vater tat sich selbst leid und Mutter taten alle leid. So funktionierten wir zusammen, brauchten und liebten einander. Und auch wenn ich mir meine ganze Kindheit lang gewünscht hatte, dass mein Bruder Timo, der kurz nach seiner Geburt starb, noch am Leben wäre, damit ich jemanden hätte, mit dem ich wirklich reden könnte, nicht so eine Kerli, dachte ich, wenn es wieder zu Verhören, Bestrafungen und Tränen kam, dass es vielleicht doch besser war, dass er nicht mehr lebte.

Danach streichelte ich Mutters Haare und bat sie, mit dem Weinen aufzuhören, aber die Tränen rannen nur so aus ihren Augen, wie das Wasser aus dem Hahn bei Stadtgroßmutter, der alt war und den man nicht mehr richtig zudrehen konnte. Immer tropfte er und die Tropfen hallten aus der Emaille-

spüle wider. Schließlich stieß Mutter einen Seufzer aus der Tiefe ihres Herzens aus und sagte: »So bringt ihr alle mich noch ins Grab.«

Diesen Satz hörte ich selten, aber er verding sich in meiner Seele wie ein Haken. Ich wusste, dass Mutter wie auch Stadt-großmutter etwas am Herzen hatte, das war die Besonderheit des mütterlichen Stammbaums. Wir alle wussten, dass das Herz unserer Mutter zu groß war und eines Tages, wenn sie nicht mehr konnte, stehenbleiben würde. Großmutter sagte dazu scherzhaft: »Wir sind eben Frauen mit großen Herzen!«

Aber ich fand das nicht lustig. Mutter auch nicht, sie warnte uns: Wenn Kerli und du zanken und Unfug anstellen, bleibt mein Herz eher früher als später stehen. Das ließ uns sofort ernst und still werden. Manchmal, wenn Kerli und ich nicht einmal etwas angestellt hatten und alles friedlich und nett schien, schob Mutter auf einmal ihre Hand in den Kleidausschnitt und begann, ihr Herz mit kreisförmigen Bewegungen zu massieren. Ihre Mundwinkel waren unter Anspannung verzogen. In diesen Momenten gefror alles in uns – war es nun so weit?!

Mutter hatte Tabletten immer in rauen Mengen geschluckt. Mit dem Haufen an Validol, das sie nahm, hätte man ein Kissen füllen können. Insgesamt hatte sie Jahrhunderte vor irgendwelchen Sprechzimmern in Polikliniken und Krankenhäusern gesessen, war oft wochenlang im Krankenhaus und dann besuchten Vater, Kerli und ich sie. Mutter steckte in einem verbliebenen Schlafanzug und verschwand beinahe darin. Wie viele Frauen hatten ihn vor ihr getragen? Wie viele von ihnen hatten nach Hause gehen können und wie viele waren auf einer Bahre nach unten in den Keller gebracht worden? Wenn wir mit dem Fahrstuhl fuhren, hatte ich Angst, versehentlich auf den Knopf zum Kellergeschoss zu kommen, doch eigentlich konnte das nicht passieren, denn während alle übrigen Knöpfe rund und weiß waren, war der Kellerknopf schwarz

und eckig wie ein Grab. Dort im Kellergeschoss zog man den Leichen den Schlafanzug aus, wusch ihn und der Kreislauf begann von neuem. Gab man den Leuten, die mehr nach ausgewaschenen Fällen aussahen, die ausgewaschenen Schlafanzüge und die farbenfrohen denen, die noch hoffen konnten weiterzuleben? Ich hätte gern gewusst, ob man die Leichen da unten gleich neu einkleidet, ihnen die Kleider und Anzüge anzieht, in denen sie in den Sarg gelegt werden, oder ob die Toten dort einfach irgendwo nackt auf einem Metalltisch liegen und frieren? Ich hatte den Verdacht, dass Letzteres zutraf und dachte, wenn man Mutter dort hinabbrächte, würde ich von zu Hause eine Wattedecke holen und sie damit zudecken.

Ich hatte den Eindruck, dass Mutters Schlafanzug warm war und man konnte sogar noch das Muster erkennen. Sie selbst war im Krankenhaus betäubt und empfindlich und gab uns das Halwa zurück, das wir ihr mitbrachten. Kerli und ich halbierten es genau in der Mitte, obwohl uns beiden schien, dass der andere mehr bekommen hatte – immer das Gleiche! Diese Krankenhauszeiten nannten wir zu Hause Kama-Zeiten, denn dieses simple Gericht war das einzige, das Vater zubereiten konnte.

Obwohl Mutter viel im Krankenhaus war und oft von einem Arzt zum nächsten ging, blieb die Sache mit ihrem Herz verworren. Manche Ärzte verstanden nicht, was genau Mutter hatte, andere staunten, wie ein Mensch mit so einem Herzen noch am Leben sein konnte. Nachts schlich ich ins Schlafzimmer meiner Eltern und horchte – atmet sie noch? Sie atmete und ich konnte beruhigt in mein Zimmer zurückkehren und brauchte nicht daran zu denken, wie ich hier in meinem Bett läge, wenn Mutter unter der Erde wäre.

Mutter sagte mir immer: »Du weißt, dass ich dich beschütze, aber du musst immer ehrlich zu mir sein, denn sonst kommen wir beide in eine blöde Situation und ich kann dir nicht mehr vertrauen.«

Ich mochte mir nicht vorstellen, was wäre, wenn man mir nicht mehr vertrauen könnte! Werden solche Kinder in fremde Familien gegeben? Die Mutter und der Vater besprechen die Sache hinter geschlossener Küchentür: Wir kriegen das einfach nicht hin, das wird einfach nichts, soll wer anders sein Glück versuchen. Vielleicht gelingt jemand anderem dieses Kindererziehen besser als uns?

Ich habe Mutter immer alles erzählt und sie mir wiederum von ihren Krankheiten, der Arbeit und den streitlustigen Frauen im Labor nebenan, die nur dasaßen, rauchten, Kaffee tranken und ihre bösen Zungen wetzten, die lang und scharf wie Messer waren. Mutter traute ihnen nicht über den Weg, sagte nur hallo und sprach mit ihnen nur so viel, wie es der Anstand verlangte. Wenn ich mich als besonders vertrauenswürdig erwies, erzählte Mutter mir von Viktor und Hugo. Mutter und ich waren wie Busenfreunde: Ich gab zu, wenn ich aus dem Hausaufgabenheft Seiten herausgerissen und ihre Unterschrift gefälscht hatte – das war megapeinlich. Ich gestand, dass ich es war, der an die Schulwand geschrieben hatte: »Triinu ist eine Schlampe!« Es gab einen Haufen Beweise und ein Eimerchen grüne Ölfarbe, und als mein Vater diese später von der Wand wusch und schrubhte, fluchte er: »Musste er ausgerechnet Ölfarbe nehmen!«

Nach all dem wurde entschieden, dass ich nicht auf die Klassenfahrt mitfahren durfte und beinahe hätte man mich zur Minderjährigenkommission geschickt. Schon dieses Wort – Minderjährigenkommission – klang nach einem Gefängnis oder Leichenhaus. Vater kümmerte sich um die Wand des Schulhauses, bekam sie allerdings nicht ganz wieder hin, so dass die Buchstaben selbst nach Jahren noch schwach durchschimmerten, und Mutter ging zum Schulleiter und weinte und bettelte. Ich hatte den Eindruck, dass das mit dem Weinen für sie ziemlich einfach war, und es funktionierte auch bei meinem Schulleiter. Danach standen wir beide mit schuldbe-

wussten Gesichtern bei Triinu vor der Tür, in der Hand eine Schachtel Pralinen und in der Tasche eine Flasche Cognac. Beides wurde angenommen und alles klärte sich auf, obwohl ich den Mund unter Einsatz aller Willenskraft geschlossen hielt und nicht antwortete, als Triinus Vater mich wiederholt fragte, warum ich so einen Satz an die Wand der Schule geschrieben hatte. Ich schwieg, als sei ich stumm und Triinu schwieg auch, denn an der Wahrheit war ihr Vater wohl kaum interessiert. Selbst Jahre später bei der Zeugnisausgabe sah er mich mit so einem Blick an – oh, du Drecksack!

Als ich mit Mutter durch den Schneematsch zurück nach Hause stapfte, blieb sie auf einmal stehen und seufzte. Sie mochte weder diese Triinu noch deren Eltern, doch nun war das alles vorbei, und sie sagte erleichtert: »Du bist ein guter Junge, Tom, dass du mir alles erzählt hast.«

Als Belohnung und Trost fuhr Mama mit mir im Sommer nach Leningrad, während meine Klassenkameraden in der Nähe von Pärnu in den Wäldern zelteten, versuchten, Feuer zu machen und Würste zu grillen. Allerdings schütete es ununterbrochen und daher aßen sie die Würstchen am Ende einfach roh und einige besonders Hungrige kauten auch ungekochte Nudeln. Mutter liebte mich und vertraute mir, sorgte aber auch ihrerseits dafür, dass alles so käme wie es sollte. Als ich in der fünften Klasse ins Angellager fuhr, war sie so stolz auf mich – mein kleiner Angler! Aber ganz unten im Rucksack versteckte sie für alle Fälle eine Fischkonserve. Falls mir das Anglerglück nicht hold wäre.

Ich war so dankbar, dass ich eine Mutter hatte, die sich um mich kümmerte und mich beschützte und alle Probleme löste, die unlösbar schienen. Ich spürte, dass Mutter für mich da war, selbst wenn sie gerade mal woanders war und der bloße Gedanke, dass sie eines Tages nicht mehr wäre, verschlug mir den Atem. Was wird dann aus mir? Und was aus Kerli und Vater, der nicht einmal wusste, wie man Kaffee kocht oder

bügelt? Werden wir dann alle zu Rauchern und Lügern? Oder werden wir einfach verrückt? Letzteres konnte ich mir nicht vorstellen – wie ging das? Offensichtlich konnte meine Mutter sich das auch nicht vorstellen, denn sie war fest davon überzeugt: Verrückt wird sie nicht und wenn sie stirbt, dann aufgrund ihres Herzens. Ich habe meiner Mutter geglaubt, denn sie war keine Lügnerin. Raucherin auch nicht. Und ganz sicher nicht verrückt!

Was und wen Mutter mit Verrücktheit meinte, wussten wir nur allzu gut: Onkel Andres! Andres war drei Jahre jünger als Vater und schien anfangs, als unsere Eltern sich kennenlernten, einfach nur zurückhaltend zu sein. Andres mochte keine Gesellschaft, blieb für sich, und dass er nicht ganz richtig im Kopf war, konnte Mutter zu Beginn der Beziehung nicht ahnen. Das alles kam eines Nachts raus, als Andres vor unserer Tür auftauchte. Seitdem kontrollierte Vater vor dem Schlafengehen stets, ob die Türen verriegelt waren. Mit Andres' Erscheinen wurde auch klar, was der Beitrag väterlicherseits zur Familie war. Vater hatte so etwas wie ein Totemtier mitgebracht, das niemand sehen durfte. Auf Erbstücke kann man leicht verzichten, aber mit Genen und Verwandten ist die Sache kniffliger. Man kann mit ihnen nicht wie mit Streunerhunden umgehen, die Viecher in einen Käfig stecken und tief in den Wald bringen, von wo sie niemals zurückfinden. Oder sie ins Tierheim bringen, in der Hoffnung, sie finden jemand anderen, einen neuen Besitzer, denn für jeden gibt es doch irgendwo jemanden. Als unserer Mutter dieses väterliche Geheimnis bewusst wurde, war sie natürlich enttäuscht. Warum hatten ausgerechnet solche Gestalten den Weg zu uns gefunden, kratzten nun an der Tür und versuchten, sich durchs Schlüsselloch hereinzuzwängen!

Worin genau Andres' Verrücktheit bestand, konnte niemand sagen, oder vielleicht wussten es manche, aber niemand sprach es aus. Es war nicht einmal bekannt, ob Andres schon von Ge-

burt an ein wenig anders gewesen war oder sich das erst mit der Zeit entwickelt hatte. Diese Frage interessierten auch Mutter sehr, aber sie erhielt keine klaren Antworten. Als Kind bemerkte ich auf jeden Fall nicht, dass Onkel Andres merkwürdig war. Er war nicht so einer, der im Obergeschoss eingesperrt war, von wo dumpfe Schritte nach unten in die Küche oder ins Wohnzimmer drangen, und falls man einmal vergessen hätte, die Falltür zu verriegeln, wäre er herausgestürzt, hätte das Haus in Brand gesetzt, den Kolchosvorsitzenden erschlagen und dessen Tochter vergewaltigt, nein. Er war auch kein infantiles Dickchen in verschmierten Trainingshosen, der verschämt und dämlich vor sich hin lächelte und der, wenn jemand gefragt hätte: Wie alt bist du denn?, oder: Wer ist das Staatsoberhaupt der Sowjetunion?, verschreckt unter den Tisch geflohen wäre. Oder vielleicht habe ich all das nur nicht gesehen, denn irgendwann brachte man ihn weg, dann wieder zurück, und er saß mit trüben Konturen in der Ecke, schwieg und betrachtete alle um sich herum wie Verräter. War es Verachtung gegenüber dem Menschen als Art, die ihn zu schweigen zwang? Wahrscheinlich, was gab es mit denen zu reden, die sich Bruder und Mutter und weitere tolle Namen geben, aber dann, gerade wenn du das Gefühl hast, die Welt letztendlich doch zu verstehen, stopft man dich in ein Auto, Tabletten in den Rachen, eine Spritze in die Vene und von da an gibt es nur noch die gleichmäßige Benommenheit, die alles Wurzelgemüse fühlt, wenn es vom Feld in den Keller gebracht und dort in einen Topf gesteckt wurde.

Mutter warf Vater hauptsächlich vor, dass er vor der Heirat und der Geburt der Kinder nichts von Andres erzählt hatte, und eigentlich sprach er auch später nicht darüber. Daher beschloss Mutter wie immer, wenn auf die anderen kein Verlass mehr war, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Sie suchte Andres auf und erschien vor seiner Wohnungstür. Er wohnte damals in einem alten Holzhaus und auf dem Weg durch den Garten trat man ständig auf Schnecken, sodass es bei jedem

Schritt knirschte. Beide starrten sich im kalten Flur an und schließlich bat meine Mutter sich selbst herein. Andres setzte sich in der Küche vor den Herd, zündete sich eine Zigarette an und war völlig verschlossen. Wenn Mutter etwas fragte, bekam sie keine Antwort, und je mehr sie fragte, desto hartnäckiger schwieg mein Onkel. In diesem Moment und in dieser speckigen und vom Rauch braun gewordenen Küche begann meine Mutter, auch an meinem Vater zu zweifeln: Hat mein Aivar sie auch nicht alle? Schweigen tun die beiden jedenfalls genau auf die gleiche Weise. Dient das dem Zweck, sich nicht zu verraten, sich nicht in Lügen zu verstricken und die eigene Verrücktheit zu verbergen? Jedenfalls bekam meine Mutter an diesem Tag nicht ein einziges Wort aus Andres' Mund zu hören, in dem sich nur eine Kippe nach der anderen in Rauch auflöste. Onkel Andres paffte so begierig, geradezu verbissen, wie es Mutter schien, sodass der Tabak knisterte und bläulicher Rauch in der Küche stand. Hier vor ihr saß ein Verrückter und Raucher! Meine Mutter sah zu, dass sie davonkam, denn es war klar, dass das hier nichts brachte.

Aber Mutter war selbst langjährige Patientin und hatte daher viele Bekannte in Krankenhäusern und unter Ärzten. Die Psychiatrie war für sie bisher zwar ein fremdes und dunkles Land gewesen – aber kein Ding der Unmöglichkeit! Sie betrat, ohne mit der Wimper zu zucken, die psychiatrische Klinik – in der Tasche wieder eine Schachtel Pralinen und Cognac –, fand Andres' behandelnden Arzt und zwischen ihnen entspann sich ein vertrauensvolles, wenn auch leicht verschlungenes Gespräch, denn Doktor Kivi konnte ja nicht direkt von seinen Patienten und deren Diagnosen sprechen, allenfalls durch die Blume. Aber Mutter wollte unbedingt wissen, was da vor sich ging, ob es erblich war und wie ernst die Krankheit war, und versuchte, dem Arzt auf jede erdenkliche Weise zu verstehen zu geben, dass sie nicht aus kleinlicher Neugier hierhergekommen war.

»Ich verstehe, dass die ärztliche Schweigepflicht es Ihnen nicht gestattet, ins Detail zu gehen, aber trotzdem: Ich will im Bilde sein und die Symptome erkennen können, falls sie sich bei meinem Mann zeigen sollten.«

»Ich verstehe, selbstverständlich«, stimmte der Arzt Mutter zu, lächelte jedoch bloß.

Schließlich fragte Mutter direkt: »Was genau ist das für eine Krankheit, die er hat? Ist sie erblich?«

»Höchstwahrscheinlich ist sie das.«

»Wirklich?« Das hatte sie befürchtet zu hören.

»Ich denke, eine gewisse geistige Instabilität existiert in allen von uns.« Mutter bezweifelte das zwar, unterbrach ihn aber nicht – je mehr dieser Doktor Kivi redet, desto besser. »Aber die Krankheit tritt nur auf, wenn die Umstände und das Umfeld es begünstigen. Bildlich gesprochen, solange die Marmelade im verschlossenen Glas ist, hält sie sich jahrelang, ohne zu schimmeln.«

»Ich verstehe, natürlich.« Mutter lächelte ebenfalls, war aufgrund des etwas billigen Vergleichs mit einem Marmeladenglas jedoch ein wenig enttäuscht. Sie selbst arbeitete in einem Labor, war Wissenschaftlerin und hatte jeden Tag mit Mikroben, Bakterien und Schimmeln zu tun, bloß Verrückte waren in ihrem Leben etwas Neues.

»Aber wie und worin äußert sich diese Krankheit denn nun?«, versuchte Mutter es noch einmal, aber darauf gab der Arzt keine Antwort, und lächelte nur wieder. Mutter wartete, denn sie hatte ihr ganzes Leben lang geduldig in den Schlangen vor irgendwelchen Läden gestanden, hatte auf den Bus und auf die Liebe gewartet, manchmal darauf, dass die Nacht vorbei wäre und ein neuer Tag anbräche. Und sie schaffte es auch, Doktor Kivis Antwort abzuwarten.

»Ich würde so einen Fall schwankendes Gemüt nennen.«

»Schwankendes Gemüt?«

»Ja.«

»Wie, schwankend?«

»Schwankend wie Schilf im Wind, mal hin, mal her.«

Doktor Kivi gab zu verstehen, dass die Sprechstunde vorbei war, und beide standen auf. Mutter dankte und verließ das Sprechzimmer in dem Gefühl, weitergekommen zu sein, ging nach Hause und studierte Enzyklopädien und Wörterbücher, fand jedoch rein gar nichts über dieses schwankende Gemüt. Auch dieser Besuch war völlig umsonst gewesen! Denselben Bären hätte ihr auch jeder Dahergelaufene aufbinden können, sei es irgendein Verrückter aus der Geschlossenen! Schwankendes Gemüt! Die ganze Situation ärgerte sie und den Cognac hätte sie auch gleich die Spüle hinabgießen können! Am Ende des Abends stand meine Mutter mit leeren Händen da und hatte niemanden außer ihrem eigenen Ehemann. Nach dem Essen, als ich und Kerli die allabendlichen Zeichentrickserien schauten, wurde die Küchentür geschlossen und obwohl beide wussten, dass die Diskussion nichts Neues zutage bringen würde, musste Mutter fragen: »Warum hast du das verheimlicht?«

»Was?«, fragte Vater zurück, als verstünde er nicht, was Mutter meinte. Natürlich verstand er, aber er wollte einfach Zeit schinden. Oder länger leiden?

»Die Sache mit Andres.«

»Hab' ich doch gar nicht!«

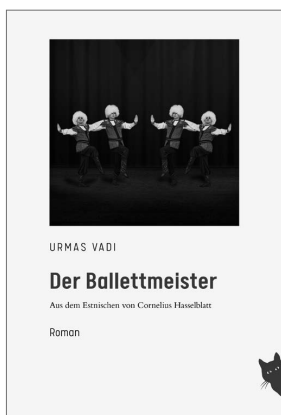
»Ach nein?« Mutter wurde nachdenklich und zweifelte, ob sie meinem Vater überhaupt noch vertrauen konnte, wenn er schon von Anfang an solche Sachen verheimlicht hatte. Wenn es nur möglich wäre, mit Schere, Nadel und Faden an den genetischen Code ihres Mannes zu kommen, hätte sie dort ordentlich gestutzt und geschustert. In jedem Fall wäre das Resultat um Längen besser gewesen! Doch jetzt überkam Mutter Bedauern: Warum war alles so gekommen, wie es gekommen war? Das entsprach überhaupt nicht dem, wie sie sich als Kind ihre Zukunft vorgestellt hatte. Und wer weiß,

hätte sie von dieser Sache mit Andres vorher gewusst, dann ...

»Dann hättest du mich nicht geheiratet?«, verlangte Vater von Mutter zu wissen, als sich dieses nirgendwohin führende Gespräch dem Ende zuneigte. Oder war genau das der Punkt, wo Mutter Vater hinhaben wollte, zu dieser Frage? Damit sie dann ihrerseits schweigen könnte? Ja, Mutter war die Wortführerin der Familie und sie redete viel, vielleicht zu viel, aber auch sie konnte manchmal den Mund halten.

So wie ich nachts an Mutters Bett schlich und horchte, ob sie noch atmete, sah unsere Mutter mich und Kerli bei Tage an, und ihr Blick bohrte sich in unsere Augen, hinter denen sie irgendetwas suchte. Kerli und ich wussten, warum sie uns so ansah und was sie zu finden befürchtete. Der Satz, dass es in unserer Familie weder Lügner noch Raucher gibt, klang doch gar nicht so hochtrabend. Daher war es gut, den Satz in seiner vollen Länge und Schönheit zu benutzen, solange das noch möglich war. Merkwürdigerweise beruhigte mich dieser Satz, denn er war wie ein Mantra, eine Achse oder ein Zentrum, das uns zusammenhielt. Diese Worte waren wie an unsere mit Kunstleder gepolsterte Wohnungstür genagelt, um zu sagen: All ihr Betrüger, Verrückte und Raucher habt hier nichts zu suchen! Und offenbar aus diesem Grund kamen auch kaum Leute zu uns. Besuch war tatsächlich selten.

Aus dem Verlagsprogramm



URMAS VADI

Der Ballettmeister

„Ich bin sogar einmal in Estland gewesen.“

„Wirklich?“

„Aber das ist eine Ewigkeit her, das war noch vor der estnischen Unabhängigkeit, im Juni neunzehnhundertzwei war ich in Tallinn.“ Der Mann kennt Tallinn!, freute sich der Präsident.

„Sehr angenehm. Konstantin.“ Und er fügte hinzu: „Päts.“

„Nikolai. Der Zweite.“

Estland 1940. Erst seit 22 Jahren ist der kleine Staat an der Ostseeküste unabhängig, da beenden die Sowjets die Freiheit brutal und verleiben sich das Land wieder ein. Der Präsident Konstantin Päts wird ins Innere Russlands verschleppt. Estnische Patrioten wollen das nicht hinnehmen und entsenden ein paar junge Männer, um den Präsidenten zu befreien. Getarnt als Ballettgruppe machen sie sich auf die weite Reise. Unter der Führung des „Ballettmeisters“, eines Feuerwehrmannes ohne Tanzkenntnisse, machen sie als Ballett Furore – aber erreichen sie ihr Ziel?



Mit dem Ballettmeister festigt Vadi seine Rolle als eine der originellsten und wichtigsten Stimmen in der estnischen Literatur.

Aro Velvet

2019 in Estonian Literary Magazine

ISBN 978-3-9824732-5-3

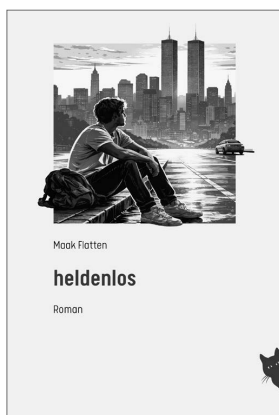
www.rotekatzeverlag.de

MAAK FLATTEN

heldenlos

Ein Buch über Rastlosigkeit, Freundschaft, Verrat und das Erwachsenwerden nach dem Erwachsensein. Und zugleich eine Hommage an Amerika als Inbegriff der Freiheit und Sehnsuchtsort derjenigen, die mit seinen Filmen und Geschichten aufgewachsen sind. Aus der Kleinstadt rauskommen. Was aus sich machen. Als Held der Schulzeit war Andi Althoff für

Großes bestimmt. Zusammen mit seinem besten Freund Jay will er nach dem Abitur mit einem 69er Chevy ein Jahr lang kreuz und quer durch die USA fahren. Doch Jay kommt nicht zum Flughafen. Andi bleibt in Deutschland und versinkt in verlorenen Zeiten. Kurz vor seinem dreißigsten Geburtstag fliegt er nach New York, um Julia zu treffen, die ihn einst für seinen besten Freund verlassen hat. Wird das gutgehen? Zumindest erfährt er etwas, das alles in Frage stellt. Gestrandet in New York wird Andi ungewollt zum wahren Helden.



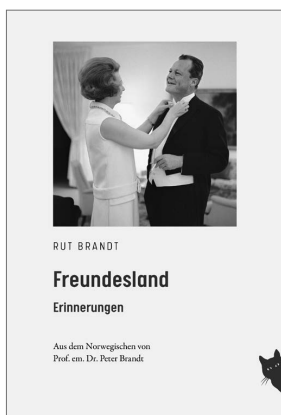
Heldenlos erinnert, ohne je präventiv zu werden, an die großen amerikanischen Coming-of-Age-Romane, in denen junge Männer lernen, dass die Welt ihnen nichts schuldet. Dabei verabschiedet Maak Flatten nicht nur überkommene männliche Heldenerzählungen, sondern auch den Mythos eines idealisierten Amerikas. Ein Roman über die Frage, was bleibt, wenn die Heldenpose fällt.

Felix Schreiner

Inhaber der Literarischen Agenturhandlung Schreiner

ISBN 978-3-910563-46-9

www.rotkatzeverlag.de



RUT BRANDT

Freundesland

Rut Brandt, vorm. Hansen, wurde 1920 als eine von vier Töchtern in eine norwegische Arbeiterfamilie hineingeboren. Der Vater starb früh, die Mutter zog die Kinder allein groß. Wie selbstverständlich war Rut früh in der norwegischen Arbeiterjugend aktiv. Nach der Besetzung des Landes durch das nationalsozialistische Deutschland floh sie mit

ihrer Schwester Tulla 1942 nach Schweden. Hier lernte sie 1944 Willy Brandt kennen, der aus Lübeck emigriert war und im Widerstand arbeitete. Nach der Befreiung Deutschlands gingen beide nach Berlin, wo sie 1948 heirateten.

Willy Brandt war Journalist, engagierte sich aber mehr und mehr in der Politik. Rut war im zunächst noch sehr vom Krieg gezeichneten Berlin an seiner Seite, erlebte Trümmerfrauen, Luftbrücke und Mauerbau sowie seinen mühsamen Aufstieg zunächst zum Regierenden Bürgermeister, später zum Bundeskanzler und Friedensnobelpreisträger. Über seinen Rücktritt infolge der Guillaume-Affäre zerbrach auch die Ehe. Sie wurden 1980 geschieden; Rut sah Willy Brandt nie wieder.

Die beeindruckende Frau schildert in „Freundesland« die Jahre im Widerstand gegen Nazi-Deutschland und ihr Leben im Nachkriegsdeutschland an der Seite einer der prägendsten Figuren der noch jungen Bundesrepublik. Ein wichtiges Zeugnis der Zeitgeschichte.

ISBN 978-3-910563-40-7

www.rotekatzeverlag.de

HERBERT BECKMANN

Die Könitzer Mordaffäre

Im März 1900 wird in der westpreußischen Kleinstadt Konitz der achtzehnjährige Schüler Ernst Winter ermordet. Zuerst wird sein Torso gefunden, dann tauchen weitere Körperteile auf. Die Polizei kommt mit dem Fall nicht voran. Angst, Wut und Hysterie in der Bevölkerung brechen sich Bahn, und Antisemiten schüren das Gerücht, die Juden hätten einen Ritualmord an dem Jungen begangen, um die Christen zu verhöhnen. Pogromstimmung kommt auf, greift rasch um sich. Schon bald steht die ganze Konitzer Judengemeinde am Pranger. Die Ereignisse eskalieren und münden in den schlimmsten antisemitischen Gewaltexzessen des deutschen Kaiserreichs.

Anhand tatsächlicher Ereignisse zeigt der Autor, dass Antisemitismus in Deutschland nicht 1933 gleichsam über Nacht entstand, sondern auf schon lange bestehenden Feindbildern und Verschwörungsmythen aufbauen konnte.



Herbert Beckman gelingt es, den Mordfall und das ihm folgende Pogrom als Menetekel zu deuten und zu zeigen, wie – auch in Zeiten scheinbarer Ruhe – jederzeit Vorurteile aktiviert werden können, ja, wie sie tief in einer Gesellschaft schlummern.

Martin Krauß

Jüdische Allgemeine

ISBN 978-3-910563-47-6

www.rotekatzeverlag.de





MAURITS CHRISTOPHER
HANSEN

Der Mord an Maschinenführer Roolfen

In Kongsberg, der norwegischen Stadt des Silberbergbaus, ist ein Mord geschehen. Der Justiziar der Bergbaugesellschaft, Assessor Johannes Barth, versucht, ihn aufzuklären. Sein Vorgesetzter aber, der Oberberghauptmann,

spielt eine dubiose Rolle und verfolgt eigene Strategien und Theorien. Dabei gerät er selbst in Verdacht.

Maurits Hansen zeigt die gesellschaftliche und politische Realität in dieser stark von Deutschen geprägten norwegischen „Stadt des Silbers“ Mitte des 19. Jahrhunderts.: Intrigen, Vertuschung, Recht der Stärkeren statt Rechtsstaatlichkeit. Als ältester Krimi der Welt galt bislang der Roman „Der Doppelmord in der Rue Morgue“ von Edgar Allan Poe, der 1841 erschien. Maurits Hansen's „Der Mord an Maschinenführer Roolfen“ erschien bereits 1839, mithin zwei Jahre früher. Da er aber nie in einer anderen Sprache als dem Norwegischen erschien, fand er bislang wenig Beachtung. Nun liegt er erstmals in deutscher Übersetzung vor.



Hansens Roman erfüllt alle äußeren Merkmale eines traditionellen Kriminalromans, hat klare Elemente sozialer Kritik und enthält einige scharfe Angriffe auf ein starres soziales System, das auf Gefälligkeiten und Missbrauch von Macht beruht.

skandinavische-krimis.com

ISBN 978-3-910563-44-5

www.rotekatzeverlag.de

REINHARD STÖCKEL

Die Sprache der wilden Hunde

Die letzte Buchhandlung einer kleinen Stadt in der Lausitz ist abgebrannt und ihr Inhaber, Hubertus Mandel, verschwunden.

Der Laden, vor der Wende auch Ort politischer Debatten, steht inzwischen einer modernen Shopping-Mall im Wege.

Doch Mandel hadert auch mit der schlesischen Herkunft seiner Mutter und mit seinem rechtsrockenden Sohn. Da stößt der Buchhändler auf ein altes Schulheft und damit auf die Spur eines fast vergessenen Verbrechens: Während des 2. Weltkrieges entführten die deutschen Besatzer zehntausende polnische Kinder, um sie zu »germanisieren«.

»Die Sprache der wilden Hunde« erzählt von Verdrängung und vom Schmerz der Erinnerung und davon, was es heißt, wenn ein Riss durch die Familie geht.



Das Buch berührt mich sehr, die Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg ist sehr gelungen. Jedes Mal, wenn sich meine Gedanken in einer Zeitspanne befanden, gab es eine Wendung, die mich ein paar Jahrzehnte zurückversetzte. Ungewöhnlich.

Aleksandra Janowska

MA, Philologin, Universität Łódź



REINHARD STÖCKEL

Die Sprache der wilden Hunde

Wie der Buchhändler Hubertus Mandel verschwand

Roman



ISBN 978-3-910563-42-1

www.rotekatzeverlag.de